

Falsche Umsetzungen in die Mundart

Autor(en): **Debrunner, U.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **3 (1947)**

Heft 9

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420050>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wirken des Gemeinschaftsgefühls gesagt wurde, mehr nur die Rolle des Vermittlers und Erhalters zuzuschreiben. Man darf also nicht glauben, die Soldatensprache entspringe auf irgendeine wunderbare Weise der Gemeinschaft, sozusagen als eine Kollektivschöpfung. Es sind immer nur einzelne, die dank besonderer Begabung unter dem Walten der genannten Kräfte neue Ausdrücke und Wendungen prägen. Die notwendige Voraussetzung dafür ist aber das Vorhandensein einer Gemeinschaft; aus ihrem Geist heraus entsteht das Neue. Entspricht es ihrer Grundstimmung und ihren seelischen Bedürfnissen, dann macht sie es sich zu eigen. Dadurch erst wird das, was zunächst nur der „Fund“ oder der leicht hingeworfene Witz eines Einzelnen war, zu einem Bestandteil der Soldatensprache. Diese Wechselwirkung von Einzelpersönlichkeit und Gemeinschaft läßt sich an der Soldatensprache besonders leicht beobachten; ohne Zweifel aber liegt sie auch jeder andern Art von Sprache zu Grunde.

Hans Wanner

Falsche Umsetzungen in die Mundart

Man kann heutzutage in der Mundart viel von *Überiistimmung* hören; in der Vereinsprache, die sich für mundartlich hält, stimmt man mit dem geschätzten Herrn Vorredner *überii* (oder auch nicht), und zwei Redner können sich da *überiistimmend* äußern. Wie weit das in unsern Mundarten verbreitet ist, weiß ich nicht; jedenfalls in Bern scheint diese Aussprache „übereinstimmend“ zu sein – und doch ist sie falsch.

Es gibt ja im Gemeindeutschen zwei Wörter ein, die miteinander gar nichts zu tun haben: 1. Das Zahlwort eins, einer, wozu auch *all=ein* und *ein=ig* gehören, hat alten Diphthong und heißt in unsern Mundarten je nach der Gegend *ains*, *eis*, *aas*, *ääs*; 2. das Ortsadverb ein (*ein=setzen*, *hin=ein* usw.) hat altes langes *i*, daher auch im Schweizerdeutschen *ii*, *iiseke*, *iinee* usw. Nun bedeutet aber natürlich übereinstimmen nicht „über etwas hinein kommen“, sondern „darüber eins, einig werden“. Demnach muß es echt mundartlich zweifellos *überai*, *überei*, *überaa*, *überää* heißen, und so führt auch das Idiotikon (I 286) aus Zürich an: es ist Alles *übereis*

g'gange, d. h. mit Einstimmigkeit angenommen worden. Ebenso steht es natürlich auch mit übereinkommen, Übereinkunft.

Aber ins gleiche Kapitel gehört auch veriinbare und Veriinbarung, wie nach meinem Eindruck die Berner heutzutage allgemein zu sagen pflegen; von meiner Basler Jugendzeit her habe ich nur verainbare und Verainbarig im Kopf. Der Fehler veriinbare ist um so erstaunlicher, als ja dieses Wort zum Verein gehört, der - um modern zu sprechen - sowohl der Existenz als auch der sprachlichen Form nach bei den Schweizern fest verankert ist! Ich denke, selbst die eifrigsten Freunde des Höchstgebrauchs der Mundart werden sich nicht zu einem Veriin zusammenschließen wollen. Was sich ver-einen läßt, ist ver-einbar, also mundartlich nicht veriinbar, und veriinbar ist mit einer sauberen Mundart nicht vereinbar.

Weit verbreitet scheint auch fiig und Fiigling zu sein; nach dem althochdeutschen feigi und dem mittelhochdeutschen veige dürfte es in den Mundarten nur faig (oder feig usw.) heißen. Das Wort ist dem Schweizerdeutschen ursprünglich überhaupt fremd, und der erste Band des Idiotikons widmet ihm nur 11 Zeilen (Spalte 688); figheit in einer Winterthurer Chronik aus dem 16. Jahrhundert ist dort mit Recht als auffallend bezeichnet. Wenn ich das Wort im Baseldeutschen verwenden wollte (was mir etwas gegen den Strich ginge), so würde ich Feigling sagen, nicht Faigling, wie es lauten müßte, wenn es altmundartlich wäre. Ich komme allerdings in einige Verlegenheit, wenn ich das Wort vermeiden will; ich muß dann etwa je nach der gesellschaftlichen Umgebung Angschmeier oder Seechtibuz oder Haasefueß oder Angschthaas sagen oder gar zu dem verpönten er het Sch . . . , er isch e Sch . . . meier hinuntersteigen; der Berner sagt: er isch e Höseler.

Der Bereich hat nichts zu tun mit dem Himmel=riich oder mit einem König=riich, sondern mit dem Verbum reichen, das zwar dem Baseldeutschen fehlt, aber im berndeutschen reiche (im Sinne von „darreichen, geben“, auch von „holen“) und preiche (im Sinne von „treffen“) noch ganz fest sitzt. Also: Bereich, nicht Berriich - wenn man das Wort unbedingt in die Mundart einführen will.

Auch schmeicheln hat altes ei, nicht ii, und mit diesem Diphthong ist es auch unsern Mundarten da und dort eigen; das falsche schmiichle,

das ich wohl von Bernern gehört habe, ist gewiß durch den Reim auf das sinnverwandte schtriichle mitbedingt, wie das hüüchle und schmüüchle, das aus Frick gemeldet wird (Idiotikon IX 845), durch ein anderes Reimwort; von schmiichle weiß das Idiotikon noch nichts, also darf man es hoffentlich noch bekämpfen. Lassen wir doch ruhig das altgewohnte flattiere bestehen; gerade als Fremdwort eignet es sich gut zum Ausdruck eines gutmütigen oder scharf ablehnenden Tadel. Auf alle Fälle sollten wir nicht das fremde Teufelchen flattiere durch den sich betrügerisch als einheimisch gebärdenden Beelzebub schmiichle austreiben lassen.

Das gemeindeutsche steil ist zusammengeschmolzen aus dem mittelhochdeutschen steigel, das aus dem auch bei uns wohlbekannten Wort die Steige oder der Steig abgeleitet ist; ich erinnere an Gsteig im Berner Oberland, an die Luziensteig in Graubünden, an den Ort Lichtensteig im Toggenburg und an den Kapfsteig in Zürich; die Steiger oder Staiger haben ihren Namen von einer oder einem solchen Steig, während die Stiger oder Stieger oder Styger ihren Urahn in einem Steigenden, einem Stiiger zu suchen haben. Soll nun das genannte steil in die Mundart aufgenommen werden, so muß es auf alle Fälle das ei bewahren und darf nicht in schtiil verdorben werden; aber wir haben ja beide nicht nötig, da unser gutes altes gääch denselben Dienst tut.

Wer den Preis steigen macht, der steigert ihn; daß die beiden ei verschiedenen Ursprungs sind, ersieht man leicht aus den Mundarten, wo es zwar stii ge (in Bern mit nachträglicher Verkürzung stige), aber schtaigere, verschtaigere (in Bern mit ei für ai) heißt. Es gibt aber auch da Dreimal Schlaue, die aus der gemeindeutschen Versteigerung oder Übersteigerung eine vermeintlich mundartliche Verschtigerung und Überschtigerung machen!

In einem besondern Fall hat sich eine solche falsche Umsetzung von ei in ii schon vor Jahrhunderten in unsre Mundarten eingeschlichen und heute fast in der ganzen deutschen Schweiz durchgesetzt: in dem Wort chlii. Eben deswegen wird den meisten Deutschschweizern chlii als selbstverständlich richtig vorkommen. Dem Basler aber, der glai sagt, ist chlii durchaus befremdlich, und wenn wir das Idiotikon befragen, so erkennen wir, daß hier die Basler das Ältere festgehalten haben

(III 650 ff.): an manchen Orten ist noch heute *chlei* (oder *chlai* oder ähnlich) im Gebrauch; *chlii* drängt schon lange *chlei* zurück; das alte Idiotikon Bernense gibt für Bern *chlei* an, während heute der Berner nur noch *chlii* sagt. So wird man schon aus dem Schweizerdeutschen heraus das *e i* in diesem Wort für das Ältere halten, und die außerschweizerische Geschichte des Wortes bestätigt es: soweit das Wort überhaupt belegt ist, setzen seine Formen überall altes *e i* (*ai*) voraus seit dem althochdeutschen *kleini*. Einen hübschen Einzelbeweis aus der Schweiz liefert auch das vereinzelte *Klaanet* (= *Kleinod*), das das Idiotikon (III 655) aus Schaffhausen, wo ja das alte *ai* zu *aa* geworden ist, bietet. Das Idiotikon (III 653) meint zwar, *klein* und *kliin* seien alte ablautende Wechselformen, die bei uns und zum Teil auch anderswo miteinander im Wettkampf gestanden hätten; aber Theodor Frings, einer der allerbesten heutigen Kenner der deutschen Mundarten und der deutschen Sprachgeschichte, zeigt überzeugend, daß es sich um falsche Umsetzungen von *e i* ins Alemannische handelt (Paul und Braune's Beiträge 53, 1929, 454 ff.).

Es ist kein Zufall, daß gerade die falsche Umsetzung von *e i* in *ii* häufig ist: der Deutschschweizer weiß, daß er auf dem umgekehrten Weg das mundartliche *ii* in gemeinsprachliches *e i* verwandeln muß; daraus bildet sich bei ihm die unrichtige Vorstellung, daß das fremde *e i* durchweg oder normalerweise in mundartliches *ii* umzusetzen sei. Wo ihm das entsprechende Wort in der mundartlichen Form vertraut ist, wird er bei der Umsetzung nicht fehlgehen. Wenn aber das Wort in der Mundart nicht vorhanden ist (oder ein damit verwandtes Wort nicht ohne weiteres als solches erkannt wird), so fehlt der Anhaltspunkt für die Entscheidung zwischen *e i* und *ii*, und in solchen Zweifelsfällen greift man gern zum *ii*, weil man dieses als für die Mundart bezeichnend empfindet. In der Tat betreffen alle oben erwähnten Fälle Wörter, die unsern Mundarten aus der Schriftsprache zugekommen sind; auch *chlei*, *chlii* war einst ein Fremdling bei uns.

Es fehlt aber auch außerhalb dieser Fälle von *e i* - *ii* keineswegs an Umsetzungsfehlern. So hört man oft *lügne* und *verlügne*. Mundartlich ist ursprünglich nur *laugne*, wie es heute noch vorkommt. Auch Luther kennt *lougnen*, daneben aber auch das *leugnen* seiner mitteldeutschen Mundart (nach der er auch *gläuben* oder *gleuben* schreibt);

nur diese beiden Lautungen entsprechen dem mittelhochdeutschen *lougenen*. Also ist bei uns nur entweder das fast überall veraltete oder vergessene echtmundartliche *laugne* oder *lougne* zulässig oder dann das aus Luther in die Gemeinsprache aufgenommene *leugnen* mit der leichten Abbiegung in *leugne*; *verleugne* ist im Schweizerdeutschen schon früh belegt, gewiß infolge des Einflusses der Lutherbibel in der Erzählung von der Verleugnung des Petrus. Auf alle Fälle ist *lügne* falsch; es verdankt sein Dasein dem Anklang an *lüüge* und an das gemeindeutsche *Lügner* (Schweizerdeutsch *Lugner* oder *Luugner*), die aber alle andere Ablautsstufen enthalten. Im allgemeinen aber liegt natürlich der Umsetzung die Entsprechung *Häuser* = *Hüüser* usw. zugrunde.

Die lautgesetzliche Gleichung *au* = *uu* (*Haus* = *Huus* usw.) hat sich ein witziger Basler in einem Scherzgedicht auf den Markenartikel „Sowieso“ zunutze gemacht:

Dä Taig seht ganz nach Aligäl uus,
es gluschtet aim nach somne Schmuus.

Auf dem Lautentsprechungsgefühl *Gut* = *Guet* beruht das falsche *Schueb* und *Uf schueb* (Idiotikon VIII 84), wo noch weitere Beispiele für falsche Umsetzungen zu finden sind).

Zum Schluß noch zwei etwas schwierigere Fälle, die aber doch sicher aufgeklärt werden können. Im „mundartlichen“ Vereinsstil heißt es in Bern: *i ha beantreit, er het mi beustreit*. Allerdings ist *treit*, *us-treit*, *vortreit* die berndeutsche Form für *getragen*, *ausgetragen*, *vorgetragen*; aber es heißt ja gemeinsprachlich *be-antragt*, *beauftragt*, nicht *=getragen*; d. h. es liegt hier eine andere Wortbildung vor: *be-antrag-en*, *be-auftrag-en* heißt „mit einem Antrag, Auftrag versehen“; es sind verbale Ableitungen aus Substantiven, daher so abzuwandeln: *beantragen* - *beantragte* (nicht *beantrug*!) - *er hat beantragt*. Deshalb kann es auch in der Mundart nur heißen: *er het beantragt*, *er het mi beuftragt*; also genau so, wie es von *ver-anlag-en* im Gemeindeutschen und in der Mundart heißt *veranlagt*. Wem aber (wie mir) ein mundartliches *beantragt* und *beuftragt* nicht behagt (und erst recht nicht das verdorbene *beantreit* und *beustreit*), der hat einen aus-

gezeichneten Ausweg zur Verfügung: er het der Aatrag gschteit, der Afftrag (oder Auftrag (g) gä oder druff (druuf) aatreit, ufftreit (uufftreit).

Die Anregung zu dieser kleinen Anprangerung hat mir das sogenannte Berndeutsch gegeben, das ich nur zu oft in Vereinsverhandlungen und Vorträgen hören muß und das sich besonders leicht einstellt, wenn eine gemeindeutsche Niederschrift nach einem Anflug, der immer mehr überhandzunehmen scheint, vorweg beim Vortrag in eine vermeintliche Mundart übertragen wird - nach Mustern wie etwa: es Probläm, das das allgemeine Interässe aller Anwäsende hervorzüefe geeignet isch. Ich weiß nicht, ob es in andern Kantonen besser steht*; aber für Bern muß ich feststellen: so groß meine Freude an dem echten, bodenständigen, sauberen Berndeutsch ist, wie man es zu Stadt und so groß ist mein Abscheu vor dem Vereinsberndeutschen: fadenscheinige Land noch oft hört und bei den meisten Mundartschriftstellern vernimmt, Bernertracht, unter der ein Grad hervorschaut! U. Debrunner

* Im Kanton Zürich sicher nicht! St.

Büchertisch

Hans Glinz, Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern in der deutschen Grammatik. A. Francke AG., Bern, 1947, 83 Seiten. Fr. 6.80.

Die Bemühungen um eine möglichst einwandfreie und für die Schule brauchbare Lehre von den Satzgliedern (oder Satzteilen, wie man auch sagt) haben den Verfasser dieser Schrift zu umfangreichen Studien über die Geschichte der bisherigen Versuche auf diesem Gebiet geführt. Daß die Griechen und Römer, von deren grundlegenden Leistungen in der Grammatik die Wissenschaft und die Schule noch heute in der Hauptsache leben, in der Lehre vom Satzbau versagt haben,

wußte man längst; das Verdienst von Glinz ist es nun, gezeigt zu haben, wie mühselig und irrtumsreich der Weg war, auf dem das Mittelalter und die Neuzeit versucht haben, diese besonders für die Schule empfindliche Lücke auszufüllen. In der Hauptsache zehren wir noch heute von dem logischen Schema, das der Arzt und Naturforscher Karl Friedrich Becher (Organism der Sprache, Frankfurt a. M. 1827) unter Vergewaltigung der wirklichen Sprache und mit einer starren Zweiteilungssucht aufgestellt hat. Die scharfe Ablehnung durch die eben damals begründete vergleichende Sprachwissenschaft hat dann zu Milderungen der Starrheit geführt, und so urteilt Glinz über